

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 276.

Samstag, 25. November.

1916.

## Und das Glück kam.

(6. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist recht“, jubelte Mirz zum erstenmal mit einem Anflug des schelmischen Übermuts, den Philipp früher so sehr an ihr geliebt hatte; „ich singe dazu Schubert, Brahms, Wagner —“

„Und so weiter, ich kenne ja deine Freunde. Da werdet ihr mich bald zum Hause hinausgrauen“, lachte Viktor. „O weh, Bubi, uns geht's jetzt schlecht, nun heißt es zusammenhalten. Der Junge teilt meine Neigungen: Wer hätt' dat von der Tant' jedach — oder Miau, miau, miau — das ist unsere Schwärmerei, nicht wahr, mein Sohn?“ Er ließ den Kleinen auf seinem Arm tanzen und sang das letzte Lied vom Kölner Karneval mit weit hin schallender Stimme.

Der Kleine jauchzte und klatschte in die Händchen. Es war ein Bild von köstlicher Jugendlust: Viktor, ein stattlicher, schöner Mann, dessen dunkle Augen blitzten, mit dem lachenden Kind auf dem Arm und den heiteren Weisen auf den Lippen. Und doch zog sich Philipps Herz schmerzlich zusammen, denn die Frage drängte sich ihm auf: Was verband diese beiden Menschen, die schöne, blonde, zarte Frau und den Freund, an dem alles riesenhaft war, miteinander? Die flüchtige Stunde, die er hier im Hause weilte, schien ihm im Verein mit dem, was er von beider Eigenart in der Erinnerung behalten hatte, die Gewißheit zu geben, daß kein innerliches Band zwischen ihnen bestehen konnte. An Mirz alles überfeinert, in erster Linie das Empfinden, von der, wie Philipp wußte, die Brüder schon früher das Wort geprägt hatten: Sie sei ein Kräutchen „Nähr-mich-nicht-an“. Dagegen Viktor, der von Jugend auf etwas darin suchte, derb zu erscheinen, derber, als er wohl im Innern war, was ihm jahrelang zu dem Spitznamen „Der Gefühlsathlet“ verholfen hatte.

Als Randolph in Bremen zuerst von der Schwester erzählte, verbot es Philipp ein Gefühl der Unfreiheit, sich nach den näheren Umständen zu erkundigen. Aber nach seinen Worten hatte er wohl annehmen können, daß die Ehe durchaus zufriedenstellend ausgefallen sei, so sehr ihn das hätte wundernehmen müssen. Was er nun sah und hörte, belehrte ihn, daß die Menschen im Grunde dieselben geblieben waren, und daß wohl nur die äußeren Verhältnisse, die zufällig „stimmten“, und ein flüchtiges Wohlgefallen diese Ehe zustande gebracht haben konnten. Das Lachen, das sein ernstes Gesicht so sehr verschönte, wich aus seinen Augen und blieb nur um den Mund. Auch Mirz war schnell wieder ernst geworden. Sie lehnte mit unnachahmlicher Anmut in einem niedrigen Sessel am Fenster und winkte ihrem Söhnchen lachend zu. Der Kleine verlangte denn auch sofort zu ihr, und Viktor rief:

„Siehst du, das ist der Dank — nun läßt mich der Macker auch im Stich.“

Es klopfte. Ein gewandtes Stubenmädchen meldete Patienten an. Der junge Arzt war sofort wieder ein anderer, als er sagte: „Ich komme. Aber geh nicht fort, ehe ich nicht zurück bin“, wandte er sich an Philipp und hinausgehen.

Nach der lebhaften Szene war es nun ganz still im dem vornehmen Raum; die Schutzgardinen waren gezogen, um der Sonne den Eintritt zu wehren, so lag ein gedämpftes Licht darüber ausgegossen. Das Mädchen hatte auf einen Wink den Kleinen mit hinausgenommen. Niemand sprach, denn es schien nicht ganz leicht, den richtigen Anfang zu finden. Endlich hatte Mirz die leichte Verlegenheit überwunden und fragte:

„Sie spielen Tennis? Mutter sagt, es wird viel gespielt auf den Inseln?“

„Ja. Wir spielen täglich drüben. Man ist nicht vom Wetter abhängig wie hier, denn wir haben Monate hindurch jeden Tag schönes Wetter.“

„Dann werden Sie hier auch spielen, das ist nett. Ich bin jeden Nachmittag auf den Tennisplätzen.“

Philipp hatte nicht die Absicht gehabt, in Schwabach Tennis zu spielen. Vor zehn Jahren hatte es hier noch gar keinen Tennisplatz gegeben. Er hatte daher seine Sachen, die Schuhe, den Schläger gar nicht mitgebracht, aber das war ja dann wohl alles hier auch zu haben.

Das Gespräch stockte wieder. Philipp wäre gerne gegangen, aber er mußte auf Viktor warten. So trug er sich zusammen und fragte nach allem Möglichen, bis der Freund wieder eintrat.

„Es hat länger gedauert, als ich dachte“, sagte der ein wenig ernster als sonst. „Da war so ein armes Dingelchen, das hier gesund werden soll, ich fürchte aber, es ist zu spät.“ Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und plauderte dann wieder lebhaft wie vorher. Philipp mußte versprechen, jeden Abend, wenn seine Mutter und die Schwestern zu Bett gingen, noch herüberzukommen.

„Ich gehe mit dir“, sagte Viktor, als Philipp sich nun verabschiedete. Die beiden Herren benutzten einen schmalen, ziemlich steilen Weg in die Anlagen hinunter. Auf der ersten Bank, an der sie vorüberkamen, saßen zwei Damen, eine ältere, sehr wohl aussehende, die ein auffallend blaßes, ganz junges Mädchen in den Armen hielt. Viktor sah die Damen scharf ins Auge, dann entschuldigte er sich kurz bei Philipp und ging auf sie zu. Dieser hörte ihn ernst und eindringlich auf die ältere einreden mit einem warmen Ton in der Stimme, die sonst so leicht spöttisch klang. Es dauerte ein Weilchen, ehe der junge Arzt wieder zu ihm trat. Sein Gesicht war sehr ernst. Als sie ein Stück weit gegangen waren, sagte er ärgerlich:

„Es ist unglaublich, wie töricht manche Mütter sind. Diese Frau ist außer sich vor Sorge um ihr blutarmes Töchterchen, und dann läßt sie das arme Geschöpf, das vor Mitleid kaum gehen kann, den steilen Berg hinunterklettern.“

„Sind es Patientinnen von dir?“

„Sie waren vorher zum erstenmal bei mir. Das Mädchen hätte überhaupt nicht so elend zu werden brauchen, wenn die Mutter rechtzeitig dafür gesorgt

hätte.“ Warmes Mitgefühl klang aus Dilles Worten. Kurz nachher trennten sich die Wege der Freunde; der Arzt trat in eine Villa, in der er einen Besuch machen wollte, und Philipp ging allein weiter, um in der Kolonnade Einkäufe zu machen. Langsam schlenderte er dahin. Er rätselfte über Viktors Charakter. Das Erlebnis der letzten Viertelstunde ließ ihm den Freund in einem ganz neuen Licht erscheinen. Denn nie hätte man von dem Spötter, dem nichts heilig zu sein schien, eine solche tiefe und wahrhafte Anteilnahme an Menschen, die ihm bis dahin ganz fremd gewesen waren, vermuten können, wie er sie für das junge Mädchen, das ihn als Arzt interessierte, gezeigt hatte. Philipp begann zu ahnen, daß mehr hinter Viktor von Dille steckte, als er im allgemeinen merken lassen wollte. Warum aber war der Ton, in dem er mit seiner Frau verkehrte, so ganz auf Spott und Neckerei gestimmt? Unaufhörlich drehen sich Philipps Gedanken um diesen einen Punkt. Er sah kaum, was sich in den schönen Anlagen hinter dem Weinbrunnen, die ihm so lieb waren, alles verändert hatte, und mußte sich erst auf seine Wünsche besinnen, als er vor der Auslage des Herrn Reglein in der Kolonnade Halt machte. Nun bereitete es ihm doch Vergnügen, die Reugier des ehemaligen Schulkameraden zu beobachten, dem er offenbar bekannt vorkam, ohne daß er gleich darauf gekommen wäre, wo der in seinem hellseidenen Anzug ein wenig fremdländisch aussehende Philipp unterzubringen war. Er wählte ein teures Racket und die besten weißen Schuhe und sagte dann in unverfälschtem Schwabacher Dialekt:

„Kannste mers hinschide, Regelche?“

„Och — der Philipp Ferber — nei, daß ich darauf mit komme bin!“

Nun ging ein Erzählen an und ein Fragen, daß Philipp sich erst losreißen konnte, als es im nächsten Gotel zum Mittagessen läutete.

\* \* \*

Über einen Monat war Philipp nun schon zu Hause. Er fühlte sich über alle Beschreibung wohl und behaglich. Das Zusammensein mit der Mutter und den Schwestern hatte sich ungemein angenehm gestaltet. Es war, als ob er die drei ganz neu kennen lernte; täglich entdeckte er gute Eigenschaften an ihnen. Seinem beharrlichen Zureden war es gelungen, der Mutter die Erlaubnis abzuwinkeln, daß jeden Tag eine der Schwestern mit ihm zum Tennisspielen durfte, was Frau Ferber zuerst nicht recht fassend fand für Mädchen ihrer Kreise. Die Kurfremden spielten doch dort auch. . . . Aber Philipp machte ihr klar, daß es etwas völlig Veraltetes sei, so zu denken, und daß von den Amerikanern sicher niemand etwas darin finden würde, mit den netten Töchtern des Hauses, in dem sie wohnten, zu spielen. In kürzester Frist brachte er den Schwestern einen ganz leidlichen Schlag bei.

„Sie hätten Trainer werden müssen“, meinte Alig von Dille, die sich, wie sie vorausgesetzt hatte, täglich einfand. Sie spielte glänzend, und im Spiel traten alle lebenswürdigen Eigenschaften ihres Wesens, die in seiner Erinnerung lebten, wieder hervor. Ihre Munterkeit, ihr kindlicher Eifer ließen sie viel jünger erscheinen als zu Hause. Es hatte sich vollkommen eingebürgert, daß Philipp abends nach neun zu den Freunden ging, denn wenn er es einmal nicht tat, so dauerte es nicht lange, bis Viktor kam, um ihn zu holen. Stundenlang saßen sie dann auf der rebenumwachsenen Veranda, die gemächlich wie ein Zimmer eingerichtet war, bei Bier und Zigarren. Mir itidte an einer Handarbeit und fröhliche Gespräche flogen hin und her. Immer aber fiel es dem Gaste auf, daß der Verkehr zwischen den Gatten so ganz auf den Rektion eingestellt war, der nach mancherlei Anzeichen der jungen Frau unlieblich sein mußte. Mehr als einmal fühlte sich Philipp Ferber aus seiner ehrlichen Seele heraus veranlaßt, den Freund zu warnen, aber Viktor verstand es, ihm auszuweichen. Er wollte offenbar nicht gewarnt sein. Einmal erzählte er eine Geschichte, wie jemand

Heretngefallen sei, der sich vermessend hatte, in eine Ehe hineinzurehen.

„Wer sich zwischen Eheleute zwängt, der klemmt sich“, schloß er lachend, und Philipp wußte nicht, ob Viktor nicht mit Absicht seine Geschichte erzählt hatte. Jedenfalls ließ er den Gedanken fallen, dem Freunde einen Rat anzudrängen, den dieser nicht begehrt.

Zuweilen wurde Dr. von Dille noch spät zerufen, und es schien von dem jungen Ehepaare als Ehrensache angesehen zu werden, daß Philipp die junge Frau nicht allein ließ, bis ihr Gatte zurückkehrte. In solchen Stunden kamen sich die Jugendbekannten näher als sonst. Sie sprachen vom Sächsten und Fleßten, von allem, was sie bezogte. Mir erzählte von den Büchern, die sie las, und Philipp mußte entscheiden, daß sie eine ungleich tiefere Bildung besaß als er, trotz seines Abituriums. Denn er war stehen geblieben, da auf den Inseln da draußen die Bildungsmöglichkeiten viel geringer sind, während die junge Frau ohne Zweifel alles Neue auf geistigem Gebiet mit großem Interesse verfolgte. So kam es, daß er sich erst langsam in die Bücher hineinlesen mußte, die sie ihm bereitwillig borgte, weil sie sich merklich von der Unterhaltungslektüre, die er gewöhnt war, unterschieden.

Kam dann Viktor zurück, so ward ohne weiteres ein anderer Ton angeschlagen. Zuweilen hatte er etwas Komisches erlebt, das er dann in seiner späßhaften Weise wiedergab. Nie sprach er von ernstesten Fällen in seiner Praxis, aber Philipp, der ihn aufmerksam beobachtete, merkte doch, wenn ihn etwas tiefer beschäftigte.

Gleich in den ersten Tagen hatte Tante Gretchen Philipp gebeten, mit ihr nach Settenhain zu kommen. Nach dem, was er von der Mutter über das kranke Mädchen erfahren hatte, war es ihm jedoch noch nicht möglich gewesen. Er machte Ausflüchte, er könne bei dem schönen Wetter nicht auf dem Tennisplatz fehlen, oder er hätte eine Verabredung. Zuerst war Fräulein Deeken enttäuscht, ohne es sich merken zu lassen; aber als Woche um Woche verging, ohne daß ihr Neffe Zeit fand zu dem geplanten Besuch, sagte sie traurig:

„Bist du wirklich so vergnügungssüchtig geworden, oder hast du einen anderen Grund, weshalb du dem armen Geschöpf die Freude vorenthältest, dich zu sehen?“

Philipp wurde verlegen. Frau Ferber, die seine Weigerung wohl verstand, antwortete an seiner Statt:

„Er wird es nun tun, nicht wahr, Philipp: Wer weiß, wie lange die Arme noch lebt, und dann würdest du dir stets Vorwürfe machen, ihren Wunsch nicht erfüllt zu haben.“

Philipp nickte einverstanden. Er bewunderte die Mutter, da sie es über sich gewinnen konnte, für die arme Kranke zu bitten, die ihr dereinst so schweres Leid zugefügt hatte.

In diesen Tagen hatte er ein Buch, das Alig ihm gegeben hatte, gelesen: „Aus der Triumphgasse“ von Ricarda Such. Es hatte ihn bis in die Seele getroffen, daß eine Frau so hineinzuleuchten vermochte in die Leiden, die ihrem Geschlecht vom Manne kamen. Ja, er wollte hingehen und sehen, was zehnjähriges Siechtum aus der Sünderin gemacht hatte, der man damals vor seiner Reise, noch sehr wohl glauben konnte, daß sie den Männern gefährlich sein mochte.

„Sprachst du nicht davon, daß du mir etwas auf dem Wege nach Settenhain erzählen wolltest?“ fragte Philipp, während er mit Fräulein Deeken den steilen Weg hinaufkletterte, der in das Lammudörfchen führte. „Hast du es doch nicht vergessen?“ fragte Tante Gretel gerührt. „Ich dachte, du hättest gar kein Interesse mehr für mich.“

(Fortsetzung folgt.)



Der Gehalts bleibt im Lode larg,  
Ireen Blide wirft er auf den Sarg,  
Und tausend wirft er mit Entsetzen  
Nach den mit Anght verwahrten Schätzen.

Chr. F. Seltzer.

Aus der Kriegszeit.

Das deutsche Soldatenlied im Felde. Wenn man die deutsche Lyrik des Weltkrieges mit der Kriegsdichtung früherer Zeiten, z. B. des siebenjährigen Krieges, des Befreiungskrieges und des Feldzuges 1870/71 vergleicht, so kann man sagen, daß sie — ohne gerade einen überwältigenden Aufschwung erfahren zu haben — nicht hinter der Vergangenheit zurücksteht. Doch die große Menge dieser Kriegesgedichte gehört nur der Literatur an, da nur ein verhältnismäßig kleiner Teil so weit sangbar und vollständig ist, daß er im Felde als Marschlied Bedeutung erlangt. Darum ist, wie Prof. Dr. Robert Peisch in einer inhaltsreichen Besprechung des deutschen Soldatenliedes im Felde in dem „Grenzboten“ ausführt, von der Kriegesdichtung die Betrachtung des wirklich gesungenen Soldatenliedes genau zu unterscheiden. Während die Kriegesdichtung im allgemeinen in das Kapitel der zeitgenössischen Literaturgeschichte gehören wird, wird das Soldatenlied der Volkskunde und auch der Kriegesgeschichte zugewiesen sein, da es ein Kennzeichen für den im Felde herrschenden Geist darstellt. Der Wert des Soldatenliedes als Verbindung zwischen Front und Heimat, als treuer und aufmunternder Begleiter auf dem Marsche und schließlich als psychologisch bedeutungsvolles Aufmunterungsmittel zum Kampfe selbst, kann nicht ernsthaft genug gewürdigt werden. Schon 1870 waren packende Lieder, wie die „Nacht am Rhein“ ein wertvoller Besitz des deutschen Soldaten, dem die Chansons der Franzosen in keiner Weise ebenbürtig waren. Da der heutige Krieg zweifellos die höchsten Anforderungen an die Nerven und den moralischen Mut des einzelnen Mannes stellt, ist gerade heute die Pflege des Soldatenliedes für die Moral der Truppen von ganz besonderer Bedeutung. Dies ist auch der Grund für die fast offiziell im Felde gepflegten Gesangsübungen. Aber aus zahllosen Frittelungen, wie z. B. aus den Veröffentlichungen des Leiters des großen deutschen Volksliedarchivs Prof. John Meier können wir entnehmen, daß offizielle Aufforderungen zum Singen an unsere Soldaten fast niemals notwendig sind. Die von Soldaten selbst erfundenen Kriegeslieder erhalten sich gewöhnlich nur, wenn sie sich an eine größere Gemeinschaft wenden. Dies ist bei Regimentsliedern der Fall, die öfter von Offizieren verfaßt werden. So das von dem Generalleutnant Freiherrn von Herzing nach einer alten, vom Regimentskorps gepfiffenen Melodie verfaßte Gedicht:

„Es gibt nichts Schöneres auf der Welt  
Und kaum nichts stolzer sein  
Als wie das tapfere Regiment  
Reserve 109.“

Die meisten auch jetzt gebräuchlichen Soldatenlieder sind älteren Herkommens, werden aber gegenwärtig zum großen Teil mit zeitgemäßen Abänderungen gesungen. Je nach dem Zivilstand des Soldaten sind auch die von ihnen bevorzugten Lieder verschieden. So ziehen die der Landbevölkerung entstammenden Soldaten dem überhäumenden Rausch der Begeisterung eine ruhige und wegen ihrer unwiderstehlichen Entschlossenheit ebenso wertvolle Kriegsdichtung vor. Immer wieder taucht hier der Gedanke an die Heimat, an den Abschied und das Wiedersehen auf. So z. B. die Strophe:

„Da rauscht es aus der Aisne  
Mir tausendstimmig zu:  
Parole, die ist Heimat,  
Dann hat Reserve Ruh.“

Häufig wählen die Soldaten im Felde die Lieder auch entsprechend der Stimmung der sie gerade umgebenden Natur. So berichtet Meier: „Wir hatten einigemal Wache auf der berühmtesten Höhe 10 vor Hyern; davor der wunderbare Blüebeter-See. Hier hörte ich zum erstenmal im Anblick des vom Monde beleuchteten Sees das Lied: „Still ruht der See“ singen mit einer Heiligkeit, als wären es Engelsstimmen . . . und doch waren es nur drei deutsche Soldaten, die es sangen.“ Klassischen Rufus haben schon jetzt die im Weltkrieg bei unseren Soldaten so beliebt gewordenen potpourri-artigen Neuschöpfungen vor Gesängen durch Zusammensetzung bekannter Reisen und Legte, durch Mischung von Versen und Jokersen, von Sehnsucht, Ausgelassenheit und auch selbst Ironie erlangt. Als bestes Beispiel dieser Ironie mag die auf die Länge des Krieges gemünzte Umänderung der Strophe: „Denn dieser Feldzug ist bald vorbei, wisch dir die Träne ab und wein' nicht mehr,“ in „Denn dieser Feldzug ist ja kein Schnellzug, wisch dir die Tränen ab mit Sandpapier“ genannt sein.

Das Hotel in Neutralien. Die Spionenangst der Franzosen, die noch immer als krankhaftes Fieber wirkt, ist nicht nur in Frankreich selbst, sondern auch im neutralen Ausland

verbreitet, besonders in den neutralen Hotels, die ja heute die Treffpunkte für Leute aus den verschiedensten Kriegsführenden Ländern bilden. Als Satire über das von Spionenfurcht erfüllte Gemüt der Franzosen im Ausland schildert ein Mitarbeiter des „Oeuvre“, was er während der Mahlzeit in einem der größten neutralen Hotels hörte und sah: „Die große Tafel ist reich gedeckt und mit Blumen geziert. Aber die Gäste scheinen ohne Appetit zu essen, sie blicken sich gegenseitig argwöhnisch an, und die Bekannten flüstern miteinander, als befänden sie sich in einer Kirche. Die Männer suchen jeden Neuankommenden mit den Blicken zu durchdringen, und auch die Frauen schielen fortwährend nervös nach allen Seiten. Eine drückende Stimmung lastet in dem Saal. Ich aber, ohne all dies recht zu begreifen, sage zu einer alten Dame, die neben mir sitzt: „Hoffentlich gibt es morgen schönes Wetter, damit man einen Ausflug auf den See unternehmen kann.“ Aber — o Gott, sollte ich ein Staatsgeheimnis verraten haben?! Denn kaum habe ich gesprochen, als meine Nachbarin mir mit Blick und Ellbogenstoß bedeutet, zu schweigen. Erst als der Kellner, der neben uns stand, sich entfernt hat, flüstert sie mir zu: „Geben Sie acht, Ihre Stimme ist zu recht verständlich. Wir sind von Spionen umgeben.“ Leute, die um Salz oder Brötchen bitten, tun dies mit so geheimnisvollem Tone und so sichtbar zurückgehaltener Erregung, als ob sie einen zugesehen: „Schnell, fassen Sie den Arm des hinter Ihnen sitzenden Anarchisten, bevor er seine Bombe anzündet! . . .“ Die Dame neben mir wohnt seit bereits vier Monaten in dem Hotel, und sie sagte zu mir so viel Vertrauen, daß sie schließlich über „ihre Beobachtungen“ berichtete: „Sehen Sie“, sagte sie mit ernster Stimme, „dort links diesen vornehmen Mann in Begleitung der verächtlich dreinblickenden Dame! Da ist ein Drama verborgen. Er ist der Graf A., ein bekannter Pariser, aber seine Frau ist Österreicherin. Gott mag wissen, wie die beiden sich dem Krieg gegenüber verhalten!“ „Und dort“, frage ich, „diese schöne Dame?“ „Das ist eine Spionin! Eine persönliche Bekannte des Kaisers Franz Joseph. Und dort diese kleine rotbaarige Dame ist eine polnische Prinzessin, und ihr Begleiter gilt als eine ägyptische Exzellenz. Während sie die neuen Gäste im Gespräch festhält, schleicht er sich in die Zimmer der Neuangekommenen, um ihre Papiere zu durchstöbern. Dieser schlaffe Herr mit den schwarzen Augen aber ist ein hoher Polizeibeamter. Er arbeitet Gott sei Dank für die Alliierten. Die Deutschen haben schon Millionen auf seinen Kopf gesetzt.“ Nun höre ich nichts mehr von dem leisen Geschwätz meiner Nachbarin, denn es wird überdönt von den fast in schreiendem Ton geführten Unterhaltungen einer Gesellschaft an einem Mittelisch, die ohne Reg und so ungezwungen die merkwürdigsten kriegerischen und politischen Ereignisse bespricht, als gäbe es auf der ganzen Welt überhaupt kein Geheimnis. „Wer sind denn diese lärmenden Leute?“ frage ich. Meine Nachbarin erwidert erst: „Es ist das Personal der französischen Botschaft!“ . . .

13 — die Glückszahl des Präsidenten Wilson. Auch der Präsident Wilson gehört scheinbar zu den abergläubischen Leuten, und wenn man dem „Figaro“ Glauben schenken will, hat er alle Glückszfälle in seinem Leben der Zahl 13 zu verdanken. Sein voller Name Woodrow Wilson zählt 13 Buchstaben. Ebenso viele Buchstaben bilden den Namen seiner Gattin Eleanor Wilson, dasselbe ist bei den Namen seiner drei Töchter der Fall. Aber noch schlagendere Belege für die Glücksbedeutung der Zahl 13 im Leben Wilsons weiß der „Figaro“ anzuführen. Als Wilson zum Präsidenten der Universität Princeton ernannt wurde, war er gerade 13 Jahre lang Mitglied dieser Anstalt gewesen, und 13 Jahre hatte er ihre Leitung in Händen. Wilsons Sieg über Taft und Roosevelt fiel in das Jahr 1912, dessen Quersumme ebenfalls eine 13 ergibt. Die Wahlversammlung, die damals für ihn entscheidend war, fand am 13. Januar statt. Aber auch jetzt noch scheint die Zahl 13 wirksam zu sein. So erklären die amerikanischen Blätter, daß die 13 Delegierten des Staates Kalifornien diesmal den Wahlkampf entschieden hätten. Und diese Entscheidung war um so auffällender, als Kalifornien bisher stets republikanisch wählte. Schließlich hat aber auch der „Figaro“ selbst an dem Aberglauben festgehalten: seine Notiz findet sich in der Nummer vom 14. November, wurde also am 13. angenommen und in Druck gegeben! . . .



# Neues vom Büchermarkt.



## Kriegsgebidte, Novellen usw.

\* **Fritz Ullmanns Brautfahrt.** Roman von Marie Luise Becker. (Verlag von Karl Reiskner, Dresden.) Der Unterseeboots-Feuerwerksmaat Fritz Ullmann erhält von fünf weiblichen Wesen Liebesgaben; er beschließt, als er Urlaub erhält, alle der Reihe nach zu besuchen und die würdigste zu seiner Braut zu machen. Er verlobt sich schon mit der zweiten, sucht aber die übrigen trotzdem auf, wird von seinem Nebenbuhler bei der zweiten mit der dritten gesehen, angeschwärzt, und — Lotte wird ihm untreu. Fritz Ullmann aber, der von fünf Mädels berechtigt, zieht unbewußt in den Krieg zurück und kehrt an der Erinnerung. Diesen ganz amüsanten Stoff hat die Verfasserin zu einem Roman verarbeitet, der, unterstützt durch leichte, flüssige Sprache, die keinen Anspruch auf tieferen Gehalt macht, anspruchslose Leser ein paar Stunden angenehm unterhalten kann. H. G.

\* **Der Sturmwind Gottes.** Zwei Erzählungen von Ernst Scherbert. Mit einem Bildnis und einem Vorwort von Peter Hamacher. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) Auch hier eine schöne Hoffnung für das deutsche Schrifttum durch den Kriegssturm vernichtet! In seinen 15 Novellen „Ruhm“, die sich um Friedrichs des Großen Gestalt gruppierten, hatte der jugendliche Dichter Zeugnis abgelegt für den Gedanken des heldischen Enthusiasmus, denselben Gedanken, dem er nun sich ganz bis zum Opfertode hingab. Aus seinem Nachlasse stammen die hier vereinigten beiden Dichtungen, eine Erzählung aus der sterbenden Antike „Der Gladiator“, in der eine reiche geschichts- und religionsphilosophische Gedankenwelt vielleicht noch nicht ganz Fülle und Gestalt gewann, einzelne Figuren aber, wie die des letzten Heidenkaisers Diocletian, wahrhaft geschildert sind, und jene durch die Überschrift bezeichneten Bilder aus dem dreißigjährigen Kriege, die, wie es scheint, durch Ricarbo Buch beeinflusst, im Einzelnen das Dämonische einer furchtbaren Epoche festhalten. Sie vollenden gemeinsam mit jenem Novellenkranz das Bild einer hochstrebenden Dichternatur, die noch Großes zu leisten verspricht.

\* **Aus Abend und Morgen ein neuer Tag.** Erzählungen von Thea von Harbou. (Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.) Thea von Harbou hat sich längst ihre kleine Gemeinde geschaffen in der „Welt, in der man liest“ und dies Bändchen wird man gern aufnehmen, Eugen Salzers Verlag hat ihm wieder ein zierliches Gewand gegeben, es ist ästhetisch ein Vergnügen, diese Miniaturausgaben in die Hand zu nehmen. Thea von Harbou bringt drei Erzählungen: „Die Mutter und der Sohn“, „Das weiße Kleid“, „Der heilige Krißpin von Oberchladerbach“. In der ersten wird uns von der trübten Fahrt einer Mutter erzählt, die ihren einzigen Sohn schwerverwundet von der Front heimholen will, und die dann zu spät kommt. Sie will nun vielen Mütter sein und nimmt andere schwerverwundete mit heim, ihr Herz wird nicht in der Bitterkeit des Schmerzes verhärtet, wie das so vieler anderer Mütter. Das weiße Kleid schildert den Geldennut einer jungen Frau, die am Krankenlager der Schwiegermutter Nachricht vom Tode des Gatten erhält und die Selbstüberwindung hat der Sterbenden das zu verheimlichen. Mit wahrer Meisterschaft ist diese kleine Erzählung geschrieben. Die letzte Arbeit in dem Bändchen ist humoristisch gefärbt und handelt von einem Schuster, der auch etwas fürs Vaterland tun will und nun begnügt Jeder stiehlt, um den Kriegsfreiwilligen Stiefel zu schenken. C. S.

\* **Schriften zum Verständnis der Völker.** Karl Höbel: „Der französische und der deutsche Geist“; Die slawische Volksseele“. Zwei Beiträge von Karl Höbel und Alexander Warminski. „Kroaten und Slowenen“. Zwei Darstellungen von Andreas Milchnovic und Johann Kral. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.) Es ist in diesen Tagen, wo Leidenschaft und Empfindung auch bei uns in Deutschland stärker als sonst bei jeder Betrachtung, die nur irgendwie mit den großen Problemen der Zeit zusammenhängt, mitreden, nicht leicht den Weg zu finden zwischen den Extremen eines fanatischen Nationalismus und jener bis zur Ungerechtigkeit und Charakterlosigkeit wohlwollenden Beurteilung fremder Völker, wie sie vor dem Kriege dem gebildeten Deutschen eigen war. In solchen Schriften, wie sie der Diederichs'sche Verlag als wertvolle Beiträge zum Verständnis der Völker herausgibt, scheint doch dieser rechte Weg gefunden. Es sind ganz intime Kenner der betreffenden völkerpsychologischen Fragen, die hier zu Worte kommen, und besonders Höbels Studie gehört zu den tiefgründigsten und anregendsten Darstellungen eines nie ganz zu erschöpfenden Themas.

## Verschiedenes.

\* **Grete Meißel-Geß:** „Das Wesen der Geschlechtlichkeit.“ Die sexuelle Krise in ihren Beziehungen zur sozialen Frage und zum Kriege, zu Moral, Rasse und

Religion und insbesondere zur Monogamie. 2 Bände. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.) Unter jenen Erscheinungen der Entartung und des Verfalls, die vor dem großen Weltkriege unerkennbar in krankhafter Steigerung hervortraten, spielten sexuelle Probleme eine große Rolle. Damals schon hat die Verfasserin des hier vorliegenden Werkes mit christlicher Unerschrockenheit und einer Parteilosigkeit, die wohl bei Vertretern dogmatisch festgelegter Richtungen Anstoß erregen konnte, die Not der Zeit auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens dargestellt. Zu ihrer im Jahre 1909 erschienenen sozialpsychologischen Untersuchung über die sexuelle Krise bildet dieses umfangreichere Buch die Ergänzung und Fortsetzung, die Erweiterung der Studie zu einem umfassenden System. Ihr Ziel ist auch hier der entschlossene Kampf gegen Mißbrauch und Degeneration des Triebens, in gewissem Sinne eine Rückkehr zur großen Einfachheit der überlieferten sittlichen, im Gedanken der heiligen Monogamie abfesselnden Gedanken, wobei doch alles, was unsere Zeit der differenzierten Empfindungen an neuen Problemen geschaffen hat, eine ganz unbefangene Würdigung erfährt. Alles erfüllt und durchdrungen von dem herzigen warmen Empfinden einer echten Weiblichkeit. Auch die Dichterin darf sich hier hingeben in der freien Heranziehung der bedeutendsten künstlerischen Schöpfungen, die wieder durch solche Verbindung ihre eigene Deutung erhalten. Sehr feinsinnig sind so die Partien über Motive Wagner'scher Dramatik. Gegen den Mißbrauch solcher erotischen Erklärungen, wie sie Freud und seine Anhänger üben, legt allerdings die Verfasserin energisch Protest ein. Auf den ganzen Reichtum von Gedanken und Anregungen, die lehrreich sind, auch da, wo man ihnen nicht zustimmen vermag, kann hier nur hingewiesen werden. K. P.

\* **Englische Staatsmänner** von Sil. Para. Diese Galerie von Bildnissen englischer Minister, englischer Parteihäupter, englischer Heerführer, englischer Agitatoren führt alle die Wendungen vor, die seit den letzten Jahren der Königin Victoria das öffentliche Leben Großbritanniens durchgemacht hat. Die Regierung Eduards VII. vergegenwärtigt sie und die Zeit Georgs V., die Zeit des europäischen Krieges. Von Josef Chamberlain ist die Rede, dem letzten Verführer des Imperialismus, der über die Panik der Burenkriege die Rassen hinwegrührte, und von Lord Ritchener, dem grausamen Schächter Indiens und Südafrikas. Barnell wird charakterisiert, der ungeliebte König von Irland, der elegant-müde Balfour, der harmlose und in seiner Harmlosigkeit so gefährliche Sir Edward Grey, der zähe Stockbrute Asquith, der hochmütige Curzon, der dilettantische Rosebery, der rechtschaffene John Burns. Und zu den Namen von gestern treten die Namen von heute, bis auf Carson, den Bürgergeneral von Ulster, und Northcliffe, den Zeitungsdiktator.

\* **Säuglingspflege in Heim und Wild.** Geschrieben und gezeichnet von Elisabeth Behrend. (Verlag v. G. Teubner, Berlin, Leipzig.) Mit einem Geleitwort von Dr. med. Niehn, Kinderarzt und leitender Arzt der Säuglingsabteilung der Hannoverischen Kinderheilanstalt. In einfachen, anfruchtlosen Versen und Bildern gibt die Verfasserin den jungen Müttern und Pflegerinnen eine Anleitung zur Säuglingspflege. Leicht verständlich ist das kleine Schriftstück verfaßt und so soll es helfen und wird es helfen, gesunde und kräftige Kinder heranzubilden. Durch den billigen Preis wird es sich noch leichter den Weg auch in den ärmeren Schichten der Bevölkerung bahnen. Man kann das kleine Buch arm und reich empfehlen. C. S.

## Jugendchriften.

\* **Schlumski.** Eine Hund- und Menschengeschichte. Von Agnes Harber. Mit sechzehn Bildern von Dora Baum. (Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.) Vom wunderbaren Lebenswege des allzeit treuen Hundes Schlumski erzählt die Dichterin mit zarter inniger Gelehrtheit. Wie Schlumski von seinem väterlichen Freunde, dem klugen Schäferlars, erzogen wird und wie er diese Erziehung in allen Lagen seines wechselnden Lebens, das reich ist an Not und Entbehrung, aber auch an Liebe und Anhänglichkeit, zu wertvollen Weisheit, bis er schließlich durch eine mutige und hilfreiche Tat zu glänzendem Ruhme aufsteigt, — das möge man in der Erzählung selber nachlesen. — Im gleichen Verlag erschien noch **Von Kindern und Delfinen.** Kriegserzählungen von Helene Stöckl. Was die beliebte Erzählerin an Talent und Abenteuer von sämtlichen Kriegsschauplätzen, vom Meer und aus der Luft zu berichten weiß, wird sicherlich unsere Jugend nicht nur freudig und gespannt aufhorchen lassen, sondern ihr auch den Ernst, die gewaltige Ausdehnung und Größe unseres Ringens vor Augen führen. Denn Helene Stöckl hat verstanden, was bisher wenigen unserer Schriftsteller gegliedert ist: den reichen Erzählungsstoff, den ihr der Weltkrieg bietet, für unsere Kinder zu bearbeiten.